

Bezugs-Preis
In der Hauptexpedition oder bei den Stadt-
büchereien und den Vereinen erzielten Aus-
gaben abgezogen: vierteljährlich 4.50, bei
jährlicher Abnahme 12.00, bei halbjährlicher
Abnahme 6.50. Durch die Post bezogen für
Deutschland u. Österreich: vierteljährlich 4.60,
halbjährlich 9.20, jährlich 17.50. Für
den Ausland: vierteljährlich 5.50, halbjährlich
10.50, jährlich 20.00. Die Postgebühren sind
in der Beilage zur Expedition dieses Blattes
näher angegeben.
Die Morgen-Ausgabe erscheint um 7 Uhr,
die Abend-Ausgabe Donnerstags um 5 Uhr.
Redaktion und Expedition:
Johannstraße 8.
Filialen:
Witthob Gohn vorm. D. Klemm's Sortiment,
Hauptstraße 3 (Pauisplatz),
Königsplatz 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

und Anzeiger.

Amtsblatt des königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig,
des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6spaltige Zeile 25 S.
Reclamen unter dem Redaktionsstempel
(4spaltig) 75 S. vor den Familiennach-
richten (6spaltig) 50 S.
Tabelle und Differenzial entsprechend
höher. — Gebühren für Nachweisungen und
Einfachnahmen 25 S. (incl. Post).
Extra-Beilagen (gratis), nur mit der
Morgen-Ausgabe, ohne Beilagenzahlung
A 60.—, mit Beilagenzahlung A 70.—
Annahmeschluss für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Donnerstags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Donnerstags 4 Uhr.
Bei den Büchereien und Buchhandlungen je eine
halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition
zu richten.
Die Expedition ist Donnerstags ununterbrochen
geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Holz in Leipzig.

Nr. 145. Mittwoch den 20. März 1901. 95. Jahrgang.

Der Krieg in Südafrika.

Abbruch der Friedensunterhandlungen.

— Es ist nicht mehr zu erwarten, dass die Unterhandlungen der englischen Diplomatie, die zwischen beiden Republiken zur Niederlage der Waffen zu bewegen und es entspricht durchaus dem, was alle Vorkenntnisse erwarten lassen: Botschafter hat den Briten nicht den Willen, das Kriegsgeschehen zu beenden, ja er hält es bei der Art der englischen Anordnungen, die weder Autonomie noch volle Annexion ge-
währen, nicht einmal der Mühe werth, Südafrikas Ver-
schlag seiner Regierung zu unterbreiten. Bis gestern noch
ließen die Botschafter sich Telegramme auf Telegramme
senden, aus denen mit positiver Sicherheit hervorging, dass
Botschafter nicht die Capitulatio unter allen
Umständen ehebereitigt — Tag und Stunde wurden sogar
angegeben — zu erwarten sei. Dabei ließ man deutlich
durchblicken, dass zwischen Botschafter und Krüger-Stein-
die Welt andererseits Meinungsverschiedenheiten bestehen,
dass Botschafter nicht die Capitulatio unter allen
Umständen ehebereitigt, im Gegensatz zu dem ordentlichen
Gesandten und Botschafter der Welt das Vergebliche eines
Kampfes in Euren Ansichten habe und dass er daher, ohne
Krüger und Stein zu fragen, einfach über die Haupt der
beiden Regierungen hinweg Frieden machen werde, voraus
dass das Zusammenbrechen des weiteren Widerstandes
nur eine Frage kürzerer Zeit sein werde. Und nun?
Stolz wendet Botschafter den britischen Unterhändlern den
Rücken, ein großer Strateg, aber ein noch größerer Patriot,
ein treuer Paladine beider Präsidenten, völlig gewiss seiner
Officiere und seiner Mannschaften, zieht er es vor, weiter zu
kämpfen und zu leiden, als er über sich bringt, schmachtvolle
Schläge aus nur an seine Regierung heranzubringen.
Wie wird Doretz urtheilen, wenn er Botschafter's Entscheidung
erfährt. Auch in Pretoria wird man keine geringe Ver-
wunderung empfinden. Man weiß, warum.

Die Wirren in China.

Die englisch-russischen Differenzen.

Aus Paris, 19. März, wird berichtet: Während in
den letzten Monaten betont wurde, dass man sich in Peking
etwas beruhigt habe, weiß der „New York Herald“ heute
aus Peking vom 18. März folgendes zu berichten,
dass (sensationell) aufgehört hat: Die Spannung
nimmt zu. Man kann sich jedes Augenblick auf den
Ausbruch eines Streites gefasst machen. Die Truppen aller
Nationen sind unter Waffen. Die Lage längs der Eisenbahn
bleibt dieselbe. Die französischen Truppen nehmen
an dem Streite Theil, trotz aller Anstregungen
ihrer Officiere, die Neutralität aufrecht zu erhalten.
Hoch am Mittage haben mehrere Gruppen fran-
zösischer Soldaten die britische Concession durchlaufen unter
dem Ruf: Nieder mit den Engländern! Es ist zu
Schlagereien gekommen, von denen mehrere
verletzt wurden. Drei französische Soldaten griffen den englischen
Hauptmann Boer an und zwangen ihn, seinen Weg zu
verlassen. Der Hauptmann verteidigte sich mit Faustschlägen
und es gelang ihm, sich freizumachen, als eine Anzahl
Soldaten ihm zu Hilfe kamen. General Campbell ließ als-
dann alle seine Truppen antreten, vertrieb die Franzosen und
stellte rings um die Concession Soldatensoldaten auf mit dem
Befehle, keinen französischen Soldaten mehr zuzulassen. Der
Feldmarschall Graf Walther, der nach Kiangtschun abgereist
ist, ist telegraphisch benachrichtigt worden und wird bald
erwartet. Es sind indes wenig Gründe vorhanden, zu
glauben, dass es ihm gelingen werde, den Streit beizulegen.
Nach einer „Times“-Depesche aus Peking sind 40 fran-
zösische Soldaten wegen ihres disciplinären Verhaltens
verhaftet worden.

Politische Tageschau.

— Leipzig, 20. März.
In der gestrigen Sitzung des Reichstages war das
Bemerkenswerthe ein Meinungswechsel zwischen dem
Reichskanzler Grafen Bülow und dem Abg. Fürsten
Bismarck. Letzterer beantragte die Gelegenheit, die ihm die
dritte Lesung des Etats der Reichskanzler hat, dazu,
sich über die China-Politik des jetzigen Reichskanzlers zu
äußern. Das gerade vor Abg. Fürst Bismarck dazu nicht
war ein Recht, sondern auch die Verfassung hat, ist selb-
verständlich. Und hier hat die heute vorliegende Rede
über seine Anschauungen genau, so kommt man auch zu der
Ueberzeugung, dass er die Schwierigkeit der Aufgabe, vor der
jetzt Graf Bülow steht, vollumfänglich und sich sorgfältig
überdacht, diese Schwierigkeiten seinerseits zu vermehren. Seine
Absicht ging augenscheinlich dahin, zu verklären, dass mit der
am vorigen Freitag abgegebenen Erklärung des Reichskanzlers,
die ostasiatischen Wirren bedeuteten für Deutschland eine
„Lebensfrage“, falsche Schlüsse gezogen wurden. „Gerade mit
„Nacht auf die Kehle“ — so fährt er fort — „die wir am
„Freitag von der linken Seite des Hauses hörten, habe ich es
für meine Pflicht gehalten, diese Äußerung des Herrn Reichs-
kanzlers — vernachlässigt mit seinem Gewissen — auf ihren
wichtigen Werth zurückzuführen.“ Er legte nun die Bedeu-
tung unserer Handelsbeziehungen in China dar, sprach seine
Befürchtung darüber aus, dass der Kanzler in erster Linie
die Interessen zu wahren beabsichtigt sei, und betonte besonders,
dass das Geschäft, mit dem Graf Bülow der Handelskurier-
frage den politischen und damit den gefährlichen Charakter
genommen habe, das deutsche Volk mit Vertrauen zu dem
Führer der Auswärtigen Angelegenheiten und mit der Hoffnung
erwartet zu erhalten und bald auch China heranzuführen.
Man sollte nun meinen, eine solche Kritik aus solchem Munde
hätte den Reichskanzler mit größter Verlegenheit erfüllen und
ein willkommene Gelegenheit bieten müssen, auch seinerseits
einen solchen Auslegung des Wortes „Lebensfrage“ entgegen-
zutreten. Aber Graf Bülow, der es doch selbst dann nicht
an Anerkennung fehlen ließ, wenn ein Socialdemokrat Ver-
weise in gemäßigter Form leistet, mißverstand die gute
Absicht des Fürsten, unterstellte ihm, er unterstelle die Be-
deutung der Ermordung unseres Gesandten, was ironisch
darauf hin, daß in der Beurteilung der Entschädigungsfrage
ein Bismarck mit einem Gegen Richter harmonie, und be-
sonnener sich erst nach einer Unterbrechung des Fürsten zu
dem Eingelassen, daß er diesen in zwei Punkten miß-
verstanden habe und ihm für die geleisteten Secundanten-
dienste Dank schuldet. Das aber auch dieser Dank einen

ironischen Beigeschmack hatte, ging aus der Deutlichkeit hervor,
mit dem ihn die politischen Gegner des Fürsten aufnehmen.
Der Vorgang erinnert an die Behandlung, die der Abg.
Dr. Hasse sich unlängst vom Herrn Reichskanzler gefallen
lassen mußte und der noch bis zur Stunde die von vielen —
selbst der Regierung nahe Stenographen — Seiten erwartete
Begünstigung nicht erfolgt ist. Der einzige Unterschied zwischen
beiden Fällen ist der, daß der Abg. Dr. Hasse groß, der
Abg. Fürst Bismarck mit jener formellen Höflichkeit be-
handelt wurde, die in diplomatisch gefärbten Kreisen
nicht minder verleiht. Es scheint femer, als ob Graf Bülow,
der, wie gesagt, für jede Abmilderung der principienlosen
Opposition Anerkennung hat und mit den Herren vom Centrum
umgeht, wie mit rohen Eiern, selbst die maßlose Kritik
nicht vertragen könnte, wenn sie von einer Seite kommt, die
zur Kritik am meisten berechtigt ist. Das könnte sich bitter
rächen. Oder sollte der geistige Beifall noch eine
andere Bedeutung haben und sollte es kein Bülow sein, daß
die dem jetzigen Kanzler durchaus ergebene „Welter-Zeitung“
gerade jetzt folgenden Worten hervortritt:
„Es ist doch eine auffallende Erscheinung, daß der Reichskanzler
Graf Bülow, wenn er im Reichstage seine auswärtige Politik
darlegt, regelmäßig kühnste Bestimmungen auf fast allen Seiten des
Hauses findet, während der Widerspruch auf ganz vereinzelte Bestän-
dtheil beschränkt bleibt. Dennoch aber geht der Strom roher Be-
schimpfungen gegen ihn in einem verhältnißmäßig großen Theil
der Presse, namentlich der von Friedrichshagen rectorischen,
sowie der gegenwärtig geistigen, unermüdet weiter. Es ist das ein
Zeichen, daß die Organisation der öffentlichen Presse, wie sie unter
dem alten Czar bestand, immer noch vorhanden ist und daß
deshalb dem neuen Czar ein Maß von journalistischer Opposition
bereitet wird, das weit über den vormaligen Maß der Freiheit,
Nüchternheit u. im Volk hinausgeht. Es erhält der Kanzler
denn auch diesmal in Reichthum überwiegender Zustimmung auch
in einem großen Theil der Presse eine Opposition, deren zu-
nehmende Kohärenz gerade keine angenehme Rücksicht auf den
Stand der freien Selbstbestimmung in Deutschland rechtfertigt. Oder
doch? In die Qualität des Tones, der die socialdemokratische
Geschäftigkeit bereits übersteigt, ein Zeichen, daß man sich nur
noch von einem Appell an die geistige Reife des Volkes helfen
vermag?“ —
Eine von „Friedrichshagen rectorische“ Presse giebt es nicht
mehr, wohl aber eine von Auswärtigen in die in Berlin
rectorische. Zugewandt ist allerdings, daß zwischen einige
Blätter, die in den Hauptkapiteln des großen Kanzlers zu
inzwischen bezogenen, einen Ton gegen dessen jetzt im Amt
inwärtigen Reichskanzler anschlagen, der den von ihm selbst gegen
den Abg. Dr. Hasse beliebigen an Schärfe noch übertrifft.
Aber mit dem jetzigen Herrn in Friedrichshagen haben diese
Blätter nichts zu schaffen. Und wenn Graf Bülow diesen
Verdacht gegen sollte, so wäre er ebenso auf dem Holzwege, wie
die, die ihn als Inspirator gewisser Artikel der „Zeit.“ be-
zeichnen. Jedenfalls haben der Fürst und jeder andere Abge-
ordnete das Recht, von dem Reichskanzler zu fordern, daß
dieser in seinen Antworten denselben Tonus sich bestreibe,
den sie selbst anschlagen.

Der Scherbruder.

— dessen famosen Kupfer an die Deutschen der Capolonie wie
tiefere Tage mittheilen, einen Protest des deutschen General-
consuls in Capstadt u. Vindiquist protestiert hat, in dem
gesagt ist, daß die deutsche Reichsregierung von allen deutschen
Reichsbürgern nach wie vor die höchste Neutralität erwarte.
Durch das Vorgehen des deutschen Generalconsuls, das zu
Anschuldigungen für seinen Anlaß dienen konnte, hätte sich ein
Scherbruder beliebt, und er erließ eines neuen Kupfer auf
dem, eine Bekannmachung, in der er von einem Maß des
Herrn u. Vindiquist sprach, der die deutsche Reichsregierung
und die deutschen Reichsbürgern bei den Haaren herbei-
gezogen und in seinen ersten Kupfer hineininterpretiert habe.
In den guten Beziehungen zwischen dem deutschen Kaiser
und England vermöge aber Herr u. Vindiquist's Wacht-
spruch nicht zu änderen und in seiner Eigenschaft als Mit-
glied des ausführenden Rathes des Königs von Groß-
britannien und Irland in der Capolonie sowohl in seiner
Eigenschaft eines Vertreters des Volkes im Parlament für
King Williamstown wie er, Scherbruder, jede Ein-
mischung in die lokalen Angelegenheiten Caplants seitens
irgend eines in der Colonie mit internationaler Höflichkeit
beglaubigten Vertreters einer fremden Macht entschieden jurid.
Das war unverständlich. Man mag über die trefflich ge-
lungene Angriffung des Herrn Scherbruder denken wie man

Von London, 19. März. Unterhaus. (Fortsetzung.)

Unterhaus-
sitzung des Hauses Lord Cranbourne erklärte, die Regierung
bestrebe keine Rücksicht, daß Japan der chinesischen Regierung mit-
getheilt habe, es würde, wenn das Mandchurienabkommen
unterzeichnet werde, denselben befehlen, sein Protectorat über
Sich zu verweigern. — O'Reilly sagt an, es das eng-
lisch-deutsche China-Abkommen auf die Mand-
churien Anwendung finde. Lord Cranbourne erwidert, der
erste Artikel des Abkommens drücke das Einverständnis beider Mächte
aus, die Freiheit des Handels in den an den Küsten und an der Bucht
China gelegenen Häfen, wo immer sie einen Einfluß ausüben können,
Rindheit verstehen — in dem Jahre Mutter Gott gefunden —
auch es sein sein, und warum?
„Mein Bruder wird sich einen eigenen Haushalt gründen;
für mich allein ist die Wohnung zu groß und zu teuer.“
Elisabeth empfand bitter die herbe Botschaft äußerer Verhält-
nisse, an der die großen wie die kleinen Geister leiden müssen.
„Aber denn nicht der Bruder mit seiner jungen Frau
dort wohnen bleiben?“ Peter seufzte kaum hörbar.
„Es liegt meinem Bruder unbenommen — es ist auch wenig ge-
eignet für eine moderne Einrichtung — lux und gut, es paßt
nicht. Es ist im Grunde auch eine kleine Sentimentalität, daß
mir der Abzicht so schwer wieht. Aber ich nehme nicht an Ab-
schied von Holz und Stein. Er bedeutet für mich einen Lebens-
abschnitt.“ Er schmeig, als überlegte er, ob er weiterreden soll
oder nicht.
„Ich will mich um meine Verlegung bemühen“, sagte er dann.
„Sie fragte mich, warum?“ Sie sah ihn nur erschrocken an
und verstummte.
„Ich habe daran gedacht“, fuhr er mit an Eigensinn gren-
zender Beharrlichkeit fort, „nach ins Ausland ziehen zu lassen.
Aber ich habe den Gedanken aufgeben müssen, ehe er noch be-
stimmte Form gewann. Die äußeren Mittel fehlen mir dazu.“
„Wie schadet!“ sagte sie, wieder ganz gelöst. „Wie hätte ich
es Ihnen geglaubt, hinauszuweichen, aus der Enge in die Welt,
und unter fremden Verhältnissen hinaus auf den großen
Schwarzberg des Lebens. Ich da wird man nicht lina, wie klein
die Rolle ist, die man selber spielt — wie gering und armelich
die kleinen Räder, die uns niederdrücken.“
Sie übertraf seine Erwartungen. Sie hätte ihn also ziehen
lassen, ohne Klage, ohne Vorwurf, in selbstloser Ferne und in
stilligem Verhören.
„Ja — damit ist es nun nichts. Ich muß sehen, daß ich im
Inlande irgendwo ein bescheidenes Platz finde.“
„Ich hätte dieselben Wünsche für uns — vor etwa einem
halben Jahre, als es sich darum handelte, ob mein Mann in sein
altes Regiment zurückkehren oder dem hiesigen eingerückt werden
würde. Er wollte gern hier bleiben und legte Alles in Bewegung,
um es zu erreichen. Es glückte ihm — und nun werden wir wohl
noch lange hier sein.“
Das letzte Klang wie eine Entschuldig. Peter sah sie
traurig an. Sie hatte Theilnahme in den Augen und einen ge-
wählten Ausdruck, wie er ihr noch nicht an ihr konnte.
Er drehte sich kurz um und ging seiner Wege.
XX.
Im ersten Frühjahr sollte Manfred's und Maria's Hochzeit
gefeiert werden. Der Oberst war principieel gegen lange Braut-

Feuilleton.

Zwei Brüder.

Roman von Franz Rosen.
Nachdruck verboten.
In den vielen Stunden, die ihm in seiner nicht durch Be-
trachtungen ausgefüllten Zeit wurden, empfand er zum ersten
Male im Leben lebhaft das Bedürfnis nach Ausruhen und
Rückbildung, nach der verhältnißmäßig ruhigen Arbeit, in
deren Tiefe die seine sich verhalten und erliegen konnte. Die mer-
kwürdige Folge dieses Bedürfnisses war, daß er die Gemeinschaft
der Menschen immer mehr liebte, daß sie für ihn wurden.
Er zog sich in ausdauernder Weise von der Welt zurück, er
liebte das Leben vor den Augen einer sozialistischen Menge in allen
Formen spielen zu lassen.
„Warum läßt Du Dich Allen so fern!“ fragte Manfred
eines Abends fast vernehmlich.
„Ich kann den Trübel nicht recht ertragen, ich fühle mich
angegriffen, und ich bin zum Glück zu nicht verpflichtet.“ Und
Manfred nahm sich keine Zeit, über diese Erklärung weiter nach-
zudenken.
„Warum sieht man Sie nirgends mehr?“ fragte Elisabeth,
als sie sich dennoch einmal zufällig in einem der hinterlichen
Salons trafen.
„Es geht mir nicht gut“, erwiderte Peter auch hier ziemlich
kurz. Elisabeth sah ihn groß an und um ihren Mund spielte
dabei das Lächeln, wohlwollige Lächeln, das sie so jung, und doch
so schmerzreich erscheinen ließ.
„Mir geht es auch nicht gut“, sagte sie, „und ich möchte oft
liebster bleiben, halt von einem fest zum andern zu eilen. Trotz-
dem bin ich nachträglich oft dankbar für den Zwang, der mich
wieder unter Menschen drückt. Glauben Sie mir, es ist nicht
gut, sich einfach mit seinen Gedanken zum Leben abzukühlen.“
„Sie sind also von vornherein von einem persönlichen Unwohl-
sein ab und nahm an, daß es ihm selbst nicht gut gehe.“
„Ich bin nicht dafür, Schmerzen oder Traurigkeit irgend
welcher Art durch äußere Einbrüche zu beläuen“, sagte er. „Sie
sinnen nur daran (sogarberühmt sein, wenn man sie auswirken
läßt und beabsichtigt.“
„Das ist ganz, was ich denke“, erwiderte sie sanft. „Aber das
geht mit weniger Theilnahme am übrigen Leben ganz gut Hand
in Hand. Wenn man einfach nur seinem Schmerz lebt, so denkt
man zu viel an sich — man wird sich selbst zu wichtig und ver-
gibt sich seine Pflicht gegen Andere — vergißt, daß man selbst

mit seinem Schicksal nur ein ganz geringes, unbedeutendes Factore
in dem großen Lebensprincip ist, das sich unauflöslich am
nordwärts bewegt.“
Peter sah sie übertrifft an. Was machte eine Frau denken
und leben, ehe sie sich zu solchen Auffassungen durchdrang! — Er
hatte sich gar nicht in die Welt des Lebens eingelassen; nun
sah er es in der That, daß er nicht wieder loskam. Es nahm eine
ganz unpersonliche Wendung und konnte deshalb um so un-
begreiflicher fortgeschritten werden. Elisabeth erwiderte sich dabei,
sie bekam frische Farben wie ein junges Mädchen, und ihre grauen
Augen leuchteten ganz eigenartig tief und sanft. Als sie
sich getrennt hatten, blieb auf ihrem ausdrucksvollen Gesicht ein
bitterer Glanz zurück, als habe das leidenschaftliche Glück es getüht
— und sei vorübergegangen.
Ein Menschenberg, und zumal ein junges, kann sich nicht
begnügen mit der Befriedigung, die ihm durch Erfüllung er-
wächst. Es will einmal, ein einziges Mal, wenn auch nur vor-
übergehend für eine kurze Zeit, ein volles, ganzes Glück haben, und das
ist kein gutes Recht. Elisabeth's Herz schob sich nach diesem
seinen guten Recht mit seiner ganzen, starken, unerschrockenen
Kraft.
Elisabeth war nicht arm. Sie war reich durch den Gehalt
ihres Mannes und ihres selbstverdienenden Willens. Je ent-
wickelter oder die Weltanschauung im Glauben und Willen sind, um
so entwickelter sind sie auch im Verstand und Leben; denn erst
aus diesem erwacht ihnen Glaube und Willen.
Peter kam nach dieser Unterredung wirklich wieder etwas be-
ruhter aus seiner Schuldgefühle heraus. Aber die Nähe frey-
licher Menschen schien ihn nur noch enger zu stimmen. Es schien
gar keine Beziehungen mehr zu geben zwischen ihm und ihnen.
Er war still und in sich gekehrt und konnte nicht einstimmen in
die bergmännischen Töne, die ihn umschwebten. Nur, wenn es sich
fügte, daß er bei Elisabeth's Hand oder Fuß, wie die harte Unge-
pänglichkeit von ihm, als hätte sein Herz sich schmerzhaft dem
sanfteren Licht, das sie ausstrahlte.
Eines Abends war er trüber als sonst. Elisabeth bemerkte
es gleich und fragte endlich nach der Ursache. Er schien diese
Frage nur erwidern zu haben.
„Es ist heute ein demüthiger Tag für mich“, sagte er in ge-
schwüpften Tönen, so daß nur sie ihn verstand. „Ich habe heute
unser Wohnung in dem alten, lieben, kleinen Hause getheilt,
in dem wir über zwanzig Jahre lebten.“
„Sie hatte das schnell vorhergesehen, als würde es ihm sehr
schwer zu sagen. Sie antwortete nicht gleich.
„Das liebe, alte Haus“, wiederholte sie dann, und ihre
Stimme klang tief und weich — „das Haus, in dem Sie Ihre

Wohnung verließen — in dem Jahre Mutter Gott gefunden —
auch es sein sein, und warum?
„Mein Bruder wird sich einen eigenen Haushalt gründen;
für mich allein ist die Wohnung zu groß und zu teuer.“
Elisabeth empfand bitter die herbe Botschaft äußerer Verhält-
nisse, an der die großen wie die kleinen Geister leiden müssen.
„Aber denn nicht der Bruder mit seiner jungen Frau
dort wohnen bleiben?“ Peter seufzte kaum hörbar.
„Es liegt meinem Bruder unbenommen — es ist auch wenig ge-
eignet für eine moderne Einrichtung — lux und gut, es paßt
nicht. Es ist im Grunde auch eine kleine Sentimentalität, daß
mir der Abzicht so schwer wieht. Aber ich nehme nicht an Ab-
schied von Holz und Stein. Er bedeutet für mich einen Lebens-
abschnitt.“ Er schmeig, als überlegte er, ob er weiterreden soll
oder nicht.
„Ich will mich um meine Verlegung bemühen“, sagte er dann.
„Sie fragte mich, warum?“ Sie sah ihn nur erschrocken an
und verstummte.
„Ich habe daran gedacht“, fuhr er mit an Eigensinn gren-
zender Beharrlichkeit fort, „nach ins Ausland ziehen zu lassen.
Aber ich habe den Gedanken aufgeben müssen, ehe er noch be-
stimmte Form gewann. Die äußeren Mittel fehlen mir dazu.“
„Wie schadet!“ sagte sie, wieder ganz gelöst. „Wie hätte ich
es Ihnen geglaubt, hinauszuweichen, aus der Enge in die Welt,
und unter fremden Verhältnissen hinaus auf den großen
Schwarzberg des Lebens. Ich da wird man nicht lina, wie klein
die Rolle ist, die man selber spielt — wie gering und armelich
die kleinen Räder, die uns niederdrücken.“
Sie übertraf seine Erwartungen. Sie hätte ihn also ziehen
lassen, ohne Klage, ohne Vorwurf, in selbstloser Ferne und in
stilligem Verhören.
„Ja — damit ist es nun nichts. Ich muß sehen, daß ich im
Inlande irgendwo ein bescheidenes Platz finde.“
„Ich hätte dieselben Wünsche für uns — vor etwa einem
halben Jahre, als es sich darum handelte, ob mein Mann in sein
altes Regiment zurückkehren oder dem hiesigen eingerückt werden
würde. Er wollte gern hier bleiben und legte Alles in Bewegung,
um es zu erreichen. Es glückte ihm — und nun werden wir wohl
noch lange hier sein.“
Das letzte Klang wie eine Entschuldig. Peter sah sie
traurig an. Sie hatte Theilnahme in den Augen und einen ge-
wählten Ausdruck, wie er ihr noch nicht an ihr konnte.
Er drehte sich kurz um und ging seiner Wege.
XX.
Im ersten Frühjahr sollte Manfred's und Maria's Hochzeit
gefeiert werden. Der Oberst war principieel gegen lange Braut-

schaften, und das Brautpaar selber durchaus einverstanden mit
dieser Bestimmung.
Manfred hatte in der elegantesten Gegend der Stadt eine
Wohnung genommen, die von seiner Schwägermutter und ihm
auf das reichste und behaglichste eingerichtet wurde. Der Oberst
war wenig einverstanden mit all den Schätzen, die seine Frau für
das junge Paar zusammengetragen. Das sollte aus der Ausstattung
der andern Töchter werden, wenn man bei der ersten so
verhältnißmäßig war! Aber je älter und bequemer er wurde,
desto mehr schenkte er sich der hässlichen Szenen, deren er in seinem
Leben genug durchgemacht hatte, und so er mit Bernanftgründen
nicht durchdrang, da schämte er.
Peter sah den Allen entgegen. Er hatte Manfred liebe-
voll, aber sehr eindringlich vorzuhalten, daß er in einer einfacheren
Wohnung, deren Unterhaltung weniger schwierig sein und die
für den Zustand seines ganzen Lebens einen seinen Bedürf-
nissen entsprechenden Maßstab abgeben würde, ebenso glücklich
sein könnte. Er erwiderte kaum etwas. „Maria braucht es so.“
Maria ist verdammt. Da er sich nicht beruhigen konnte, handelte
eingetragenen, schweigend auch er sah mit Bangen für das
abnungsvolle, unerwartete Wachen derselben Schritte heraus-
ziehen, unter denen seine arme Mutter so schwer gelitten hatte. —
An einem tauben, unverständlichen Witztag wurden Man-
fred's Sachen aus dem kleinen Wirtshaus in die neue, schönere
Umgebung geschafft. Er hatte sich mit Peter in die Einrichtung
getheilt, so daß Peter für sich behielt, was am geeignetsten für
ihn war. Manfred demsprach nur die wenigen Gegenstände,
die er persönlich benutzt hatte und die hübschen Möbel aus Frau
Johanna's kleinen Salon, der immer verfallen gewesen war.
Auf das übrige „olimbische Gerümpel“ legte er seinen Herr.
Peter aber war es gerade lieb, daß die alte, vielbenutzte Möb-
elade, in der jedes Stück sich mit Erinnerungen an die Verflorenen
vermischte, ihm überlassen blieb.
Mit Schilchen und Thürnen begleitete die alte Maria jedes
Stück, das aus den beiden Schuften der robusten Träger zum
Haute hinausgeschleppt wurde und in dem ungeheuren Plannagen ver-
schwand. Dabei lief sie hin und her und war jedem im Wege.
— Mit heller Stimme leitete Manfred die Arbeit, die ihn augen-
scheinlich in die freudigste Erregung versetzte.
Peter war ausgegangen. Erst als der schwerbeladene Wagen
gemächlich davonfuhr, kam er langsam zurück und betrat
süßlich das geliebte Heim.
Ein Grund den Ungemüthlichkeit hatte ihm entgangen. Die
Thüren hatten geöffnet; der Wärmepuff piff frohlich hindurch
und mischelte Stroh und Papiersegen durcheinander.
In den kalten Räumen präsentierte sich die Stube an der
Wand, die Möbel und Bilder gelehrt hatten, hell gegen die nach-